

Wiedersehen mit einem Gewesenen

Autor(en): **Schibli, Emil**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **63 (1959-1960)**

Heft 2

PDF erstellt am: **21.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-663801>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

W I E D E R S E H E N M I T E I N E M G E W E S E N E N

Dann und wann geschieht es, dass wir einem Menschen begegnen, der uns jahrelang aus den Augen gekommen war, und fast immer sind wir erstaunt, ja erschrocken über die körperliche Veränderung, welche die erbarmungslose Zeit inzwischen an ihm vorgenommen hat. Diesmal jedoch, und es ist wohl das Seltsamste was uns geschehen kann, begegnete ich einem, der sich gleichsam in mir verborgen gehalten hatte. Ach, seit langem hatte ich ihn vergessen, diesen Knaben, der nun, als ich Jugendpfade wieder betrat, neben mir herging. Freilich nicht in seiner munteren und handfesten Körperlichkeit. Nein, als ein Schemen nur, ein hübsches Gespenst sozusagen, welches mir, fein wie Spinnfäden, die Trauer der Vergänglichkeit um das altgewordene Herz wob.

Wann und wie der Knabe starb, weiss ich nicht mehr. Vermutlich starb er wie ein Schatten stirbt: er verschwand auf eine geheimnisvolle, mit unseren groben Sinnen nicht feststellbare Art. Er starb, nehme ich an, ohne Klage und ohne dass ihm jemand, auch ich nicht, Mitleid oder Hilfe geschenkt hätte. Er bedurfte dessen wohl kaum. Und so, glaube ich, wurde er dann auch begraben. Kein Totengeleite folgte ihm, kein priesterliches Gebet wurde über seiner sterblichen Hülle gesprochen. Ich allein war bei seinem Begräbnis zugegen und, wer weiss es, vielleicht nicht einmal ich. Möglicherweise brach ich, in stillem Gedenken, zuweilen eine Feldblume für ihn ab oder sah, mit seinen Augen, und ohne dass ich es wusste, einen Falter, einen Schwalbenschwanz oder Trauermantel.

Dann aber vergass ich den Toten vollends, wie eben Lebende ihre Toten zu vergessen pflegen. Ich konnte mich zärtlichen Gefühlen nicht mehr länger hingeben; ich durfte nicht länger Träume träu-

men, die unter tüchtigen Leuten verpönt sind. Ich musste mich nun, je länger je mehr, für mein Dasein wehren, Lasten tragen und mein Brot verdienen. Ich musste lernen, auf gewerbsame Art wach zu sein, Konkurrenten abzuschütteln, aus dem Hintergrund nach vorn zu kommen.

Ausserdem galt es jetzt, neue Abenteuer zu bestehen oder wenigstens den Versuch zu machen, es andern gleichzutun. Oft genug stand ich ratlos und untätig zur Seite wie ein schlechter Tänzer im Tanzsaal, freilich unbeschwingt nur in den Füssen, nicht im Herzen. Manches Glück, das sich mir nahe und verlockend anbot, liess ich so aus den tapsig zugreifenden Händen fallen und ach, vor meinen erschrockenen Augen zerbrach es in Scherben wie Glas.

Doch auch das ist lange her. Ich bin mittlerweile, und schon seit Jahren, unter die bedächtig gewordenen Leute geraten, unter jene also, die das stürmische Vorwärtsdrängen, das Hasten und Haschen nach dem Glück, welches die Jugend meint, aufgegeben haben, um die Quelle der Freude auf stilleren Gefilden zu suchen. Und so fand ich denn auch jenen Knaben wieder, den ich vergessen hatte.

Mehr als ein halbes Jahrhundert ist seither vergangen. Nun aber, heute, denke ich lächelnd wieder daran, wie er sich im knisternden Schilfrohr am Weiher tummelte, durch die Wälder strich, in den Bächen unter den Steinen nach Krebsen suchte. Ich habe, sofern sie noch zu finden waren, jene Plätze aufgestöbert, um ihm, den ich einmal so gut kannte, zu begegnen. Und siehe, er war da, er begrüßte mich. Etwas fremd zwar, wie ich schon sagte, und in seiner geisterhaften Gestalt nicht mehr recht sicht- und greifbar; aber dennoch in einer seltsam erschütternden Weise in mein Wesen eintretend. Und er wurde auferweckt, wie Jesus des Jairus Töchterlein einst von den Toten auferweckt hat.

Gewiss, im Sichtbaren war manches verändert. Die Zeit hatte es in ihre rastlos formenden Hände genommen, hatte Wiesen und Aecker umgewandelt zu vorstädtischen Häuserblöcken und stille Feldwege zu lärmigen, von Automobilen befahrenen Asphaltstrassen. Dies und jenes war aber doch geblieben, wie es einst gewesen war. Hier sprach, als ob es in einem Traume wäre, ein alter Brunnen.

Aber nur einem einzigen Menschen, den ich als Knaben gekannt hatte, bin ich begegnet: einem

über achtzigjährigen, doch in seiner zähen Lebenskraft noch nicht gebrochenen Bauern. Er kannte mich begreiflicherweise nicht mehr. Ich indessen trat auf ihn zu, nannte meinen Namen und gab ihm die Hand zum Grusse. Nun erinnerte er sich, und ich erzählte ihm eine kleine Geschichte, die uns beide anging.

«Wissen Sie», sagte ich, «Sie haben mich einmal in einem Weizenacker erwischt, der Ihnen gehörte. Nicht weit von hier. Da unten, hinten der Scheune am Bach. Ich schnitt einen Arm voll der schönsten goldgelben Halme ab. Nicht aus Teufelsucht, wie Sie damals wohl meinten. Mein Stiefvater hatte mich geschickt. Er wollte aus den Halmen etwas zusammenbasteln, ein Körbchen, das man an die Decke hing und welches, wie er behauptete, sich dann immerfort drehte; Unruh nannte es der Stiefvater. Vielleicht erinnern Sie sich noch an ihn. Er war Schneider und selber eine Unruh; ein merkwürdiger Mensch jedenfalls, und ich habe ihn leider nicht in gutem Gedächtnis. Damals, als Sie mich in Ihrem Weizenfelde erwischten, haben Sie mich übers Knie genommen und mir mit Ihrer kräftigen und harten Hand den Hintern versalzen.»

Nein, er besann sich an den Vorfall nicht mehr, der alte Trüb; aber meine Geschichte brachte ihn herzlich zum Lachen und er lud mich zu einem Glase Most ein.

Hernach, weitersuchend, hörte ich hoch über mir in der Himmelbläue ein Flugzeug surren. Meine Güte! Und damals gab es nichts, als die Rösslipost!

Hier in diesem Hause, welches man, wie ich sehe, zu neuem Glanze aufgeputzt hat, hier bin ich einmal zur Schule gegangen. Zuweilen, in den Stundenpausen, sahen wir ein Eichhörnchen auf dem Nussbaum neben dem Turnplatz, hetzten es mit Hallo durch den Baumgarten, irrten im Eifer weitab und überhörten die Schulglocke. Dann liess der Lehrer Huber, der nun auch längst unter dem Boden liegt, ein Donnerwetter über uns los, und wir mussten nachsitzen. Vorüber, verdorrt, gewesen.

Doch ich — ich lebe noch! Hoch in der Bläue des Himmels zieht der Flieger wie ein Habicht seine Kreise. Seltsam. Bin ich mein eigener Mythos geworden? Eine sagenhafte Gestalt, in welcher eine unendlich ferne Zeit nun wieder lebendig wird?

C H R I S T O P H O R U S

In gelben Pfeilen stürzt das Sonnenlicht durch die Tannwipfel. Das Sägeblatt, das während des ganzen Vormittags von der Wasserkraft des Bachs in Bewegung gehalten worden ist, ruht. Die beiden Arbeiter sitzen hinter der Sägerei auf dem Holzstoss, beissen ins Brot und lachen.

«Schau nur, er hat sich wieder an den Meister herangemacht; er will bestimmt in die Stadt!» meint der eine. «Der kann ja mit der Stadt nichts anfangen! Der ist zu einfältig!» entgegnet der andere. Und beide verziehen spöttisch den Mund, in welchem sie plötzlich den Erinnerungsgeschmack von Schnaps und Frauen spüren.

Aber nun sehen sie, dass der Meister die Hand an Christophs Schulter hebt, so, wie man väterlich tun möchte und doch einem viel Stärkeren ade sagt. Christoph entfernt sich schwerfällig auf dem Waldweg, der neben dem Bache das Tal hinabführt. Der Meister jedoch kommt versönnen zum Rastplatz: «Einmal muss ich's ihm ja erlauben, dem guten Töpel! Er hat noch nichts von der Welt gesehen. Ich weiss auch nicht, ob er wirklich etwas sehen wird. Er ist zu stumpf; seine Kraft ist nur in seinem Körper. Drei Stunden hinab, vier Stunden wieder herauf — vor Dunkelwerden wird er zurück sein.»

Der Töpel schreitet dahin. Bis zum ersten Gehöft unten im Tal, ja bis ins erste Dorf kennt er den Weg. Je näher er an die Menschen herangerät, desto einsamer fühlt er sich. Furcht vor der Fremde befällt ihn. Der Bach wird zu einem schmalen Fluss; er murmelt nicht mehr, er trägt eine Schar bunter Enten, er vereinigt sich mit einem Wasser aus einem andern Tal. Der Heuwagen in der Ebene, die Uhr am Kirchturm des nächsten Dorfes, die Räder auf der Strasse, die Geräusche, die Drähte. Christoph hat Augen im Kopf, doch er sieht in der Tat nicht viel; die Dinge verwirren ihn nur, sie haften nicht. Er hat riesige Hände, die er in die Taschen zwingen muss; er hat Stiefel, die auf den Waldboden gehören. Ein Bauer bleibt